

Familie: Mutterschaft und Vaterschaft zwischen Traditionalisierung und Modernisierung

Was ist aktuell Familie?

Einhergehend mit einer stetig fallenden Geburtenziffer und einem Anstieg dauerhaft kinderlos bleibender Frauen und Männer sinkt in der Mehrheit der europäischen Länder der Anteil an Familien kontinuierlich. Das Recht auf Familienplanung (1968 von der UN als Menschenrecht deklariert) zeichnet sich durch den Paradigmenwechsel von der Familienplanung hin zu dem ganzheitlicheren Konzept der reproduktiven Gesundheit und Rechte – einschließlich bewusster Kinderlosigkeit – aus. Auf der Basis zunehmender Kinderlosigkeit wird von der Krise der Familie, von der Familie als Auslaufmodell oder der Aufkündigung des Generationenvertrages gesprochen. Dennoch ist die quantitative Bedeutung familialer Lebensweisen nach wie vor hoch: So lebten im Jahr 2005 in Deutschland, obwohl es unter den EU-Staaten einen besonders geringen Kinderanteil in Haushalten aufweist, mehr als die Hälfte der Bevölkerung in einem Familienhaushalt mit Kindern und 75% aller Kinder unter 18 Jahren wuchsen bei verheirateten Eltern auf (vgl. sozialpolitik-aktuell.de). Das Eltern-Kind-System erweist sich auch unter qualitativen Aspekten als „stabile Achse“, welche in der Regel ein Leben lang bestehen bleibt (Vaskovics 2002: 146), wobei aufgrund steigender Lebenserwartung zunehmend Familien mit weniger Mitgliedern aber mehreren Generationen, so genannte „Bohnenstangenfamilien“, entstehen (Rosenmayr 1996).

Aktuell lassen sich drei Hauptformen von Familie (mit vielfältigen Unterformen) bestimmen: erstens die Familie eines Ehepaars mit Kind(ern), zweitens die Familie einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft mit Kind(ern) und drittens die Familie einer/s alleinerziehenden Mutter/Vaters mit Kind(ern) ohne Lebenspartner im Wohnhaushalt. Während noch im Duden des Jahres 1994 Familie als „Gemeinschaft der in einem gesetzlichen Eheverhältnis lebenden Eltern u. ihrer Kinder“ (Duden 1994: 454) beschrieben wird, erfordern soziale, politische, juristische Veränderungen und biologische, leibliche, genetische sowie reproduktionstechnische Varianten von Elternschaft (wie das „Ausleihen“ eines weiblichen Körpers zum Austragen eines Kindes oder der „Spende“ männlichen Samens zur Befruchtung einer Eizelle) eine Neudefinition von Familie. Die aktuelle – sich durch wandelnde familiäre Lebensrealitäten durchsetzende – Begriffsbestimmung basiert auf einem Minimalkonsens: Familie wird bestimmt als gemeinsame Lebens- und Wohnform von Erwachsenen und Kind(ern), wobei Elisabeth Beck-Gernsheim diese neu entstehenden Lebensformen als Konturen einer „postfamilialen Familie“ (1994: 14) bezeichnet.

Ambivalenz von Elternschaft und Familie

Unter Elternschaft ist sowohl ein sozial definierter Status als auch das Beziehungsverhältnis zwischen Eltern und ihren Kindern zu verstehen (vgl. Schneider 2002: 10). Allerdings verdeckt der Begriff Elternschaft grundlegende Unterschiede von Mutterschaft und Vaterschaft. Eine geschlechtssensible soziologische Analyse von Familie zeigt eine hohe Mütterzentrierung von Fa-

milie; so besteht der überwiegende Anteil der Alleinerziehenden-Familien aus Mutter-Kind-Familien. Im Jahr 2005 waren in Deutschland unter den Ein-Eltern-Familien mit minderjährigen Kindern 90% Mütter und 10% Väter (vgl. sozialpolitik-aktuell.de). In modernen Märchen, wenn sie denn geschrieben würden, kämen (böse) Stiefmütter vermutlich nicht mehr vor. Und doch hängt der Familie etwas Märchenhaftes an: Die Familie ist ein Ort, der, vielleicht wie kein anderer, als Synonym für Geborgenheit und Glück steht. In der Jugendstudie 2002 geben 70% der befragten Jugendlichen (Mädchen 75%, Jungen 66%) an, „dass man eine Familie zum Glücklichsein braucht“ und von den 16- bis 25-jährigen verneinen nur 5% explizit den Wunsch nach eigenen Kindern, während zwei Drittel der Befragten angeben, später eigene Kinder haben zu wollen (Deutsche Shell 2002: 58).

Hohe persönliche, gesellschaftliche sowie ideologisch gefärbte Erwartungen ans „Familien-glück“ können jedoch trügen und Überforderungen bedingen; dies zeigt ein Blick auf die Alltagsrealität von Familie. So steigt mit zunehmender Kinderzahl das Armutsrisiko, von dem zunehmend junge Familien und Ein-Eltern-Familien betroffen sind. Die Armutsquote der Alleinerziehenden betrug im Jahr 2000 in Deutschland mit 30% mehr als das Dreifache des Bundesdurchschnittes (vgl. BMFSFJ 2003: 153).

Weiter zeigen Vernachlässigung und Misshandlung von Kindern und nicht zuletzt sexualisierte Gewalt gegen Kinder und Frauen *in* Familie, dass nicht v.a. von Fremden sondern eher von Ehemännern, Verwandten oder Vertrauten Gefahren ausgehen. Ein Blick auf die Opferstatistik von Gewaltdelikten zeigt, dass der gefährlichste Ort für Frauen der familiäre Nahbereich – die Familienwohnung – ist (vgl. Becker 2000, Lamnek/Luedtke/Ottermann 2006).

Zum familialen Leitbild der „guten“ Mutter

Sozialhistorische Ansätze in der Frauen- und Geschlechterforschung eröffnen eine kritische Perspektive auf scheinbar naturhafte Gefühle und Verhaltensweisen von Frauen als Müttern. Elisabeth Badinter (1992) arbeitete in der Studie „Die Mutterliebe“ die Geschichte dieses Gefühls in Frankreich ab dem 17. Jahrhundert auf und lieferte damit wichtige Impulse zur Infragestellung eines natürlichen Mutterinstinktes. Für Deutschland beschrieb Yvonne Schütze (1991) die Geschichte des normativen Musters „Mutterliebe“ seit dem 18. Jahrhundert. Barbara Vinken (2002) hebt den besondern Mythos der deutschen Mütterlichkeitsideologie – der seinen Höhepunkt in der faschistischen Ideologie fand – hervor. Nancy Chodorow analysierte die Funktion des „Mutterns“ und kommt zu dem Ergebnis, dass „Frauen zwar durch Schwangerschaft und Stillen an die Rolle des primären Elternteils gebunden sind, nicht aber durch eine weitergehende, instinktiv festgelegte Fürsorglichkeit“ (Chodorow 1985: 42). Der Mythos von der ‚guten Mutter‘ förderte nach Herrad Schenk (1996) die „Eins-zu-Eins-Betreuung eines einzigen Kindes durch seine Mutter, rund um die Uhr“ (ebd.: 175) erheblich.

Zwar ermöglichen Individualisierungsprozesse und vielfältige Lebensformen Frauen heute ein optionsreiches Leben jenseits von Familie, auch hat Mutterschaft durch die erweiterten Möglichkeiten einer Lebens- und Familienplanung – nicht zuletzt aufgrund der Möglichkeiten zur Geburtenkontrolle – weitestgehend ihren schicksalhaften Charakter verloren, doch erhöhen sich hierdurch die Anforderungen für Frauen, die Mütter werden, eine ‚gute Mutter‘ sein zu müssen (vgl. ebd.: 192). Ursula Müller formuliert dies zugespitzt so: „Einmal Mutter, immer Mutter – und: entweder ganz Mutter, dann auch richtige Mutter, oder eben keine Mutter“ (Müller 1989: 59). Das Leitbild der ‚guten Mutter‘, welches für die ersten Lebensjahre jede dauerhafte Fremdbetreuung ausschließt, impliziert eine mehrjährige Berufsunterbrechung und lässt sich gleichzeitig nur schwer mit dem Leitbild der „selbständigen Frau“ vereinbaren (Geisler/Oechsle 1996: 121, Oechsle 1998: 190ff.). Die hohen Ansprüche des Ideals der ‚guten Mutter‘ nehmen Einfluss auf die Realisierung eines Kinderwunsches (vgl. Nave-Herz 1988): Indem kinderlose Frauen ih-

re Freiheit und Unabhängigkeit als Privileg betrachten, beziehen sie sich in umgekehrter Weise auf den Muttermythos und entscheiden sich in Abgrenzung hierzu gegen Kinder, da sie den hohen zeitlichen und personellen Anforderungen einer ‚guten Mutter‘ nicht entsprechen wollen bzw. es sich nicht zutrauen (vgl. Ziebell/Schmerl/Queisser 1992: 186). Die Formulierung „dann hat man besser keine Kinder“ drückt nach Karin Schwiter (2007) diese Haltung adäquat aus. Dies trifft nach der Studie von Beate Szykowski (1997) auch auf die „abgebenden“ Mütter zu, die in der Adoptivmutter die idealisierte ‚gute Mutter‘ sehen.

Die Definition einer ‚guten Mutter‘ war bis in die 1970er Jahre fast synonym mit dem Leitbild einer ‚guten Hausfrau‘. Das Versorgen eines Kindes mit Nahrung und Kleidung und die Führung des Familienhaushaltes haben nicht zuletzt durch die Mütter selbst eine Bewertungswandel erfahren. Junge Frauen mit Kindern beziehen sich in ihrer Entwicklung von Identität und Selbstverständnis nicht mehr auf das traditionelle Leitbild der Hausfrau, sondern auf das einer „modernen“ Mutter, die sich inzwischen eher über Kinder als über den Haushalt definiert, weshalb sich Mütter selbst als „Familienfrauen“ bezeichnen (vgl. Kortendiek 1999: 259f.). An Bedeutung verloren hat auch die Trennung zwischen Hausfrau und berufstätiger Frau, da junge Mütter heute eine hohe Doppelorientierung auf Beruf und Familie aufweisen (vgl. Born 1989). Die Frauenforschung hat durch die Mütterforschung sowohl dazu beigetragen, die Alltagsrealität von Frauen mit Kindern zu untersuchen als auch durch einen ideologiekritischen Blick auf die Familienforschung den Einfluss normativer Mutterbilder auf Forschungsprozesse und -ergebnisse aufzudecken (vgl. Sommerkorn 1988, Müller 1989).

Eine Reihe von Untersuchungen zeigen, dass Mütter- und Familienbilder historisch gewachsen sind und unterschiedlich sozial und kulturell konnotiert werden. So beschreiben Jutta Gysi und Dagmar Meyer das offizielle sozialistische Frauenleitbild der DDR als Pendant zum Familienleitbild, wonach „die Frau über alle Phasen des Familienzyklus hinweg voll- und hauptberuflich sein und sich das häusliche Arbeitspensum mit dem Partner teilen sollte“ (Gysi/Meyer 1993: 140). In der DDR war diejenige Frau eine ‚gute Mutter‘ – und gehörte zur anerkannten Gruppe „unsere Muttis“ –, die erwerbstätig und somit keine Hausfrau war und ihr Kind in einer öffentlichen Ganztageseinrichtung betreuen ließ. Jedoch ist hier festzuhalten, dass auch in der DDR die Sozialpolitik stärker auf Mutterschaft und Beruf und nicht etwa auf die Vereinbarkeit von Elternschaft und Beruf ausgerichtet war.

Ebenso können insbesondere durch Zuwanderung und Migration unterschiedliche Selbstkonzepte von Mutterschaft zeitgleich in einer Gesellschaft wirksam sein, wie Leonie Herwatz-Emden in der interkulturell angelegten Studie über Einwanderinnen aus der Türkei und deutsche Aussiedlerinnen aus der ehemaligen Sowjetunion zeigt (vgl. Herwatz-Emden 1995) oder im sechsten Familienbericht zu „Familien ausländischer Herkunft in Deutschland“ (BMFSFJ 2000) sichtbar wird. Zudem eröffnet ein Vergleich familienpolitischer Maßnahmen auf europäischer Ebene den Blick auf Einflüsse von Kinderwunsch, Geburtenzahlen, Müttererwerbsquote und auf kulturelle Leitbilder: So stellen beispielsweise junge Mütter in Frankreich oder Schweden die Unvereinbarkeit von Erwerbsarbeit und Mutterschaft nicht in dem Maße in Frage wie ihre deutschen Nachbarinnen.

Das Familienbild des „guten“ Vaters

Leitbild und Wandel von Vaterschaft sind zentrale Bestandteile der sich zunehmend ausdifferenzierenden Väterforschung (vgl. z.B. Bereswill/Scheiwe/Wolde 2006, Drinck 2005, Matzner 2004, Wolde 2007, Mühling/Rost 2007).

Zu Beginn der Väterforschung stand der „abwesende Vater“ im Zentrum. „Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft“ sah Alexander Mitscherlich (1963) die Nachkriegsgesellschaften und stellte die Frage nach der sozialen Bedeutung von Vaterabwesenheit und Autoritätsverlust. Die

Generation der 68er als Söhne einer Vätergeneration, die an Krieg und Faschismus beteiligt war, entwickelte eine politisch motivierte Abgrenzung als Vaterhass oder Vaterverachtung (vgl. Dudek 1983). Der Vorbildverlust begünstigte auch eine Ablehnung von Vaterschaft durch Männer. Der „neue“ Vater war noch nicht geboren. Vaterabwesenheit wurde in den darauf folgenden Jahrzehnten nicht mehr kriegsbedingt, sondern im Zusammenhang mit der starken Zunahme geschiedener oder lediger alleinerziehender Mütter diskutiert.

In der zweiten Phase der Vaterforschung betonte diese vor dem Hintergrund von Frauenbewegung und Feminismus die Gleichheit von Müttern und Vätern in der Erziehung von Kindern. Einher ging diese Entwicklung mit der zunehmend verbreiteten Einbeziehung von Vätern in Geburtsvorbereitungskurse und Geburt sowie der Entstehung des Modells vom „Hausmann“ und der Idee vom „Rollentausch“.

In der derzeitigen dritten Phase wird insbesondere die spezifische Bedeutung des Vaters für die Entwicklung des Kindes hervorgehoben, wonach „Kinder von ihren ersten Lebenstagen an mit ihren Vätern andere Beziehungserfahrungen sammeln als mit Müttern“ (Steinhardt/Datler/Gstach 2002: 8). Die Forschungen von Grossmann/Grossmann u.a. (2002) zur „anderen“ Bindung von Vater und Kind entwickeln eine Bindungstheorie, nach der sich „optimalerweise Eltern in ihren Rollen und Aufgaben hinsichtlich der Entwicklung des Kindes ergänzen“ (ebd.: 47). Wen wundert es da, wenn unter der Annahme von mütterlich gewährender vs. väterlich herausfordernder Feinfühligkeit sich folgendes Ergebnis einstellt: „Die Rollen als Spielpartner, Herausforderer und Lehrer scheinen den meisten Vätern näher zu liegen als die mütterlichen Rollen“ (ebd.). Der Differenzansatz in der Vaterforschung kann zum einen zur Abgrenzung von Frauen als Müttern führen (hier sei exemplarisch die Veröffentlichung „Söhne wollen Väter. Wider die weibliche Umklammerung“, Wieck 1997, genannt), und zum anderen die Reproduktion stereotyper Leitbilder von „passiven Müttern“ und „aktiven Vätern“ (vgl. Kortendiek 2003) ebenso wie stereotype Bilder von Kindern als Töchtern bzw. Söhnen fördern. Rolf Pohl spricht in diesem Zusammenhang von der „Wiedergeburt eines Helden“ und problematisiert, dass die Diskussion um die Besonderheit von Vätern, „unreflektiert mit einem Ausspielen des als überlegen und einzigartig aufgefassten Vaters gegen die Beschränktheit einer ungenügenden Mutter einhergeht“ (Pohl 2006: 171).

Das Leitbild eines „guten“ Vaters zentriert sich (noch) auf die Ernährerrolle (vgl. Fthenakis u.a. 1999). Dass dies für heutige junge Väter zutrifft, zeigen insbesondere Ergebnisse aus Studien über Männer und Erziehungsurlaub. So fanden Schneider und Rost heraus, dass Väter noch stärker als Mütter „auf die traditionelle Geschlechtsrolle fixiert“ sind und die Nichtinanspruchnahme des Erziehungsurlaubes auf dem „Vorhandensein eines sehr stabilen, an der traditionellen Männerrolle ausgerichteten Einstellungsmusters“ beruht (Schneider/Rost 1998: 225). Mit der Einführung der „Elternzeit“ (ab 2007 als Nachfolge des Bundeserziehungsurlaubsgesetzes) wurde durch zwei zusätzliche „Partnermonate“ dieser Entwicklung familienpolitisch gegengesteuert, da diese „Vätermonate“ bei Nichtinanspruchnahme verfallen. Durch die neue gesetzliche Regelung, nach der 67% des Erwerbseinkommens (bis maximal 1.800 Euro) gezahlt werden, zeigt sich, dass durch eine bessere finanzielle Ausstattung der Anteil von Vätern an der Erziehungsarbeit kleiner Kinder deutlich erhöht werden kann. So stieg der Väteranteil an allen bewilligten Anträgen innerhalb des Jahres 2007 von 3% auf fast 11 % an (Ehlert 2008: 35). Hier bestätigt sich der Ansatz, dass Familienpolitik „immer auch eine Politik der Berücksichtigung sich wandelnder Geschlechterrollen“ (Krüger 2006: 191) sein muss und sogar zum Wandeln von Geschlechterrollen beitragen kann.

Die „neuen Väter“ befinden sich im Vergleich zur Generation ihrer Väter nach Norbert F. Schneider in einer paradoxen Situation, da sie „zugleich mehr und weniger ins Familienleben involviert sind“. Einerseits sind sie stärker in Kindererziehung und Familienarbeit eingebunden, andererseits verbringen sie durch stärkeres berufliches Engagement und gestiegene Scheidungshäufigkeit weniger Zeit mit ihren Kindern (Schneider 2002: 12). Diese Paradoxie erklärt auch, warum in der geschlechterbezogenen Familienforschung entweder die „vaterlose Gesellschaft“

beklagt oder der „neue Vater“ proklamiert wird, und eröffnet eine Forschungsperspektive, die über die dualistisch geführte Debatte produktiv hinausgeht (vgl. Walter/Künzler 2002: 115) und „Männer als Väter“ (Walter 2002) in den Blick nimmt. Eine familienbezogene empirisch orientierte und theoriegeleitete Väterforschung, die auf Widersprüchen und Ambivalenzen im Geschlechterverhältnis aufbaut und auf die (Re-)Konstruktion von Dualismen („abwesender“ Vater vs. „neuer“ Vater – „passive“ Mutter vs. „aktiver“ Vater) verzichtet, ermöglicht sowohl neue wissenschaftliche Erkenntnisse als auch familienpolitische Handlungskonzepte.

Traditionalisierungseffekte durch Elternschaft

Junge Frauen und Männer entwickeln vor Beginn der Elternschaft mehrheitlich eine relativ egalitäre Einstellung zur familialen Arbeitsteilung bezogen sowohl auf Haus- als auch auf Erziehungsarbeit (vgl. Geisler/Oechsle 1996). Diese Einstellung setzt sich nach der Geburt des Kindes jedoch nicht als egalitäres elterliches Handeln fort. Im Gegenteil: Nie sind Geschlechterverhältnisse traditioneller ausgeprägt als zu Beginn von Elternschaft. Gisela Notz bestätigte in einer Längsschnittstudie „Du bist als Frau um einiges mehr gebunden als der Mann“, dass sich die Hoffnung auf Beibehalten einer partnerschaftlichen Beziehung „in der Realität allzu oft als Illusion“ erweist (Notz 1991: 74). „Paare werden Eltern“ mit der Konsequenz, dass Frauen ihre Erwerbsarbeit unterbrechen oder reduzieren und die überwiegende Zuständigkeit für Kind und Haushalt übernehmen, während sich junge Väter mehrheitlich verstärkt auf den Beruf konzentrieren und in der Familie eher eine randständige, allenfalls unterstützende Funktion übernehmen (vgl. Fthenakis/Kalicki/Peitz 2002: 97). Familiäre Geschlechterkonstellationen beinhalten unterschiedliche Bedeutungen von Familie für Männer und Frauen, wie dies Maria Rerrich mit den Worten ausdrückt: „Nach der Geburt eines Kindes gilt meist immer noch: Männer haben Familie, Frauen leben Familie“ (Rerrich 1990: 167). Jedoch ist hier zu berücksichtigen, dass Geschlechternormen in familialen Paarbeziehungen milieuhabhängig sind (vgl. Koppetsch/Burkart 1999).

Nach Sigrid Metz-Göckel wird der Angleichungsprozess zwischen den Geschlechtern mit Beginn der Elternschaft unterbrochen. Stattdessen spitzen sich Konflikte, die in der Struktur der Arbeitsteilung und im Geschlechterverhältnis angelegt sind, in dieser Phase zu und begünstigen eine „radikale Auseinanderentwicklung“ (Metz-Göckel 1990: 153). Unter strukturtheoretischen Gesichtspunkten lässt sich nach Ursula Beer die Traditionalität von Familie als „spezifisches soziales Organisationsprinzip“ erklären, wonach die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung das Element darstellt, „mit dem die familiäre und unentgeltlich-wohlfahrtsstaatliche Versorgungsökonomie an die Marktwirtschaft rückgebunden wird“ (Beer 1991: 268). Barbara Reichle (1996) führt die Traditionalisierungseffekte durch Elternschaft auf personenspezifische Einflussfaktoren wie traditionelle Geschlechtsrollenvorstellungen und strukturelle Faktoren wie mangelnde materielle Ressourcen oder unzureichende Kinderbetreuungsmöglichkeiten zurück. In der alltäglichen Lebensführung werden die Belastungen durch Familienarbeit selten durch eine egalitäre Arbeitsteilung zwischen Mutter und Vater bewältigt, vielmehr findet verstärkt eine „Delegation unter Frauen“ statt, zum einen als bezahlte Familienhelferinnen (Tagesmütter, Haushalts- und Putzhilfen) und zum anderen auf der Basis von Verwandtschafts- und Freundschaftsdiensten (Groß- und Schwiegermütter, Freundinnen- bzw. Mütternetzwerke) (vgl. Jurczyk/Rerrich 1993, Dietzinger/Rerrich 1998). Elisabeth Reichert (2007) zeigt auf, dass das westdeutsche Ernährermodell mit einem voll- bzw. teilzeiterwerbstätigen Vater und einer nicht- bzw. teilzeitbeschäftigten Mutter die Vollzeiterwerbstätigkeit beider Eltern in Ostdeutschland weitgehend abgelöst hat. Und dennoch gibt es individuelle Möglichkeiten durch Aushandlungsprozesse der „Traditionalisierungsfalle Elternschaft“ durch „situative Egalität“ zu begegnen, wie dies Anneli Rüling (2007) anhand einer qualitativen Studie mit 25 jungen (Eltern-)Paaren zeigt.

Die Familie ist somit *der* Kristallisationspunkt, an dem ambivalente Beziehungen zwischen Traditionalisierungseffekten und Modernisierungsprozessen von Geschlecht deutlich werden. Dass die Familienpolitik ein entscheidendes Steuerungsinstrument ist, welches hohen Einfluss auf das familiäre Geschlechterverhältnis hat, zeigt ein länderübergreifender Blick, der deutlich macht, dass zum einen die Geburtenrate innerhalb Europas sinkt, es aber dennoch nationale Unterschiede gibt: So betrug die Geburtsrate im Jahr 2006 in Frankreich 2, in Schweden 1,85 und in Deutschland 1,32 Kinder (Eurostat 2008). Am Beispiel Frankreichs wird deutlich, dass eine höhere Geburtenziffer durchaus mit einer hohen Frauenerwerbsquote einhergehen kann (vgl. BMFSFJ 2003).

Steuer- und familienpolitische Maßnahmen begünstigen in Deutschland – beispielsweise durch das Ehegattensplitting (vgl. Schratzenstaller 2003) oder durch den Rechtsanspruch auf außerhäusliche Kinderbetreuung nur für die Altersstufe der 3-bis 6-Jährigen – die Retraditionalisierung von Ehe und Familie bzw. die Kinderlosigkeit. So verfestigt das (westdeutsche) Modell des ‚Kindergartens‘ die traditionelle Mütterzentrierung auf doppelte Weise: Es erschwert eine Vollerwerbstätigkeit und begünstigt privat organisierte Betreuungen durch (bezahlte) Tagesmütter oder (unbezahlte) Großmütter.

Der Anteil der Mütter, die nach der Geburt ihres Kindes den Beruf unterbrechen und die sogenannte „Elternzeit“ in Anspruch nehmen, ist seit der Einrichtung dieser Maßnahme im Jahr 1986 – trotz des Anstiegs von Vätern seit dem Jahr 2007 – sehr hoch. Die Elternzeit ist eine familienpolitische Maßnahme, die überwiegend Mütter erreicht und dazu führt, dass Mütter mit neugeborenen und kleinen Kindern nicht oder eingeschränkt erwerbstätig sind. Nach der Zeitbudgeterhebung der Jahre 2001/2002 erhöht sich für die nichterwerbstätige Mutter die Arbeitszeit im Haushalt um vier Stunden auf 7¼ Stunden, hingegen bei den erwerbstätigen Vätern lediglich um eine halbe Stunde. Die Zeit, die Eltern ausschließlich ihrem Kind/ihren Kindern widmen, beträgt bei Vätern täglich 1¼ Stunde und bei Müttern 2¾ Stunden (vgl. BMFSJ/Statisches Bundesamt 2003).

Um erst gar nicht in die „Mutterschaftsfalle“ zu tappen, leben Frauen zunehmend ein Leben ohne Kinder, sei es durch bewusste Entscheidung für die Kinderlosigkeit oder durch ein Verschieben der Realisierung des Kinderwunsches. So besagt eine Schätzung für Westdeutschland, dass die Gruppe der 1960 geborenen Frauen zu einem Viertel und die Gruppe der im Jahr 1965 geborenen Frauen bereits zu einem Drittel dauerhaft kinderlos bleiben wird (vgl. Bien 1996, BMFSFJ 2003, Konietzka/Kreyenfeld 2007). Da viele rationale Gründe gegen Kinder sprechen, findet aktuell eine Verkehrung statt: Nicht mehr die Kinderlosigkeit sondern die Realisierung eines Kinderwunsches bedarf der Legitimation.

Modernisierungsprozesse von Familie

Und dennoch: Die Ambivalenz mütterlicher und väterlicher Lebensverhältnisse birgt auch die Möglichkeit der Veränderung in sich. Mütter, Väter und auch Kinder agieren längst als ProduzentInnen neuer Familienformen und lösen hierdurch Modernisierungsprozesse von Familie aus.

Eine Modernisierungsstrategie von Elternschaft besteht in dem biografischen Hinausschieben der Realisierung des Kinderwunsches, wenn beruflich und privat angestrebte Ziele erreicht wurden. Die Zunahme so genannter „später Mütter“ (als auch „später Väter“) und die Verschiebung des durchschnittlichen Erstgeburtsalters bei Frauen deuten hierauf hin. Dies Familiengründungsmuster gilt insbesondere für berufsorientierte Frauen, die, wie die Studie von Ingrid Herlyn und Dorothea Krüger (2003) zeigt, in der Regel erst nach dem Abschluss der Qualifikation und beruflichen Etablierungsphase ein Leben mit Kindern anstreben. „Späte Mutterschaft“ ist für Frauen, die eine Doppelorientierung auf Familie und Beruf aufweisen, eine Frage des optimalen Zeitpunktes, und nach Erreichen der beruflichen Ziele kann „die Realisierung des Kin-

derwunsches selbstverständlicher Bestandteil des Lebensentwurfes“ sein (Herlyn/Krüger 2003: 170f.). Jedoch greift eine Erklärung auf strukturelle Gründe (lange Ausbildungszeiten, fehlende Kinderbetreuung etc.) zur Erklärung von Kinderlosigkeit und später Elternschaft zu kurz. Nach einer repräsentativen Studie benennen 84% der 18 bis 44-Jährigen als eine entscheidende Voraussetzung für ein Kind die Stabilität der Beziehung (Institut für Demoskopie Allensbach 2004: 78), d.h. der/die „Richtige“ ist häufig nicht gefunden und von daher wird keine Entscheidung für ein Kind getroffen. Nach Eingehen einer festen Beziehung dominiert die „kindzentrierte Eheschließung“ (Heirat bei der Geburt des ersten Kindes) (Bien 1996), auch die Zusammenlegung von kirchlicher Trauung und Taufe ist keine Seltenheit mehr. Das Erstgeburtsalter von Frauen geht auf das 30. Lebensjahr zu und Kinder verbleiben länger in der Familie (wobei dies im besonderen Maße für Söhne zutrifft). Das „Hotel Mama“ ist jedoch nicht nur eine Folge verlängerter Ausbildungszeiten, finanzieller Engpässe oder Bequemlichkeiten, sondern auch Ausdruck einer neuen Qualität in der Eltern-Kind-Beziehung und der Liberalität von Familie, die sich u.a. in der Möglichkeit von jugendlichen und erwachsenen Kindern zeigt, die Familienwohnräume als eigene Räume (z.B. Übernachtung von Freund/Freundin) zu nutzen (vgl. Härtl 1996).

Eine andere Strategie ist die bewusste Entscheidung über die Zahl der gewollten Kinder. Mit dieser Entwicklung kann auch die Reduktion der Kinderzahl pro Familie auf ein einziges Kind einhergehen, um hierdurch widerstreitende Ansprüche aus Berufswelt und Familienwelt abzumildern. Jedoch ist diese Entwicklung nicht eindeutig, da aktuell diejenigen, die sich für Kinder entscheiden, dies im leicht zunehmenden Maße für mehr als ein Kind tun (vgl. BMFSFJ 2003: 73). Johannes Huinink beschreibt diese Entwicklung als bimodal, da Frauen entweder kinderlos bleiben oder sich für zwei Kinder entscheiden (vgl. Huinink 2002).

Das „Drei-Phasen-Modell“ (Erwerbsarbeit – Unterbrechung – Wiedereinstieg) verliert für Frauen zugunsten einer Vereinbarkeit von Familie und Beruf durch Teilzeitbeschäftigung an Bedeutung. Frauen deuten die Vereinbarkeit von Familie und Erwerbsarbeit nicht ausschließlich als Doppelbelastung sondern auch als Ressource. Die persönliche Fähigkeit zur Vereinbarung von zwei gesellschaftlichen Bereichen in der alltäglichen Lebensführung als erwerbstätige Mutter kann eine Entwicklung von „Eines ist zuwenig – beides ist zuviel“ (Becker-Schmidt/Knapp/Schmidt 1984) hin zu „Eines ist zu wenig – beides macht zufrieden“ (Paetzold 1996) begünstigen. Darüber hinaus ist für junge Frauen heute die Frage der Vereinbarkeit nicht mehr ausschließlich eine zwischen Familie und Beruf, sondern auch aufgrund stark verlängerter Ausbildungszeiten zwischen Aus- und Weiterbildung oder weiteren Lebensplänen wie Hobbys oder Reisen (vgl. Seidenspinner u.a. 1996). Zugleich lässt sich auch eine Gegenentwicklung ablesen, dass nicht mehr der Beruf sondern auch die Familie als Doppelbelastung empfunden werden kann (vgl. Hochschild 2002).

Die Wandlungsprozesse von Vaterschaft, auf die auch eine eigenständige Väterforschung hinweist, verdeutlichen, dass die ausschließliche Konzentration auf die Ernährerfunktion und zeitliche An- bzw. Abwesenheit bei der Beschreibung und Analyse von Vaterschaft zu kurz greifen (vgl. Fthenakis u.a. 1999, Walter 2002). Auch wenn die „sanfte Revolution in der Familie“ durch „engagierte Vaterschaft“, wie Fthenakis (1999) sie betitelt, bestritten werden mag, gewinnt das Bild des „neuen“ Vaters an Profil. Dieser Prozess geht einher mit einem Anstieg von Vater-Kind-Familien (vgl. Stiehler 2000) und der Gründung eigenständiger Vätergruppen und -initiativen (vgl. Wolde 2007).

Auch die hohe Zahl der Scheidungen, die mehrheitlich von Frauen eingereicht werden, lassen sich als Versuch, ein eigenständiges Leben zu führen, und als Aufkündigung einer unbefriedigenden Geschlechter- bzw. Familienbeziehung interpretieren. Und dennoch: Die hohe Zahl von Ein-Eltern-Familien, Scheidungen, Wiederverheiratungen, Gründungen von Stieffamilien spiegelt nicht nur Unzufriedenheit wider, sondern lässt sich auch als Chance auf neue angestrebte (Familien-)Beziehungen lesen, in denen Liebe, Intimität, Geborgenheit und Glück gelebt werden können. Die Möglichkeiten zur Trennung und Beziehungsneugründung sind ein enormer Fortschritt – nicht nur im Leben von Frauen. „Während konservative PolitikerInnen bereits den

Staat am Zusammenbruch der traditionellen Familie untergehen sehen, erfreuen sich Feministinnen an der neuen, nachhaltigen, wenigsten ‚kleinen‘ Freiheit einer Vervielfältigung weiblicher Lebensmuster“ (Holland-Cunz 2003: 218). Insbesondere lassen sich die Pluralisierungsformen von Familie als Modernisierungsprozesse analysieren.

Im Zuge dieser Pluralisierung ist die Entstehung der „Regenbogenfamilie“ (gleichgeschlechtliche Elternschaften) – in jeder achten gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaft leben Kinder (vgl. BMFSFJ 2003: 48) – zu verorten. Auch wenn die „Initiative lesbischer und schwuler Eltern im Lesben und Schwulenverband (ILSE)“ darauf aufmerksam macht, dass gleichgeschlechtliche Elternschaften als Regenbogenfamilien nach dem Lebenspartnerschaftsgesetz noch nicht als „vollwertige“ Familie anerkannt werden, und Nachbesserung des Lebenspartnergesetzes einfordert, sind Modernisierungsprozesse von Familie insbesondere an den neuen Formen von Elternschaften lesbischer Mütter und schwuler Väter abzulesen (vgl. LSVD 2002, Fthenaktis u.a. 1999: 306ff.)

Eine rechtlich und ethisch umstrittene Modernisierungsform von Familie wird durch die Reproduktionsmedizin gefördert – nach der beispielsweise die Leihmutter zugleich die Großmutter eines Kindes sein kann. Die biologische Elternschaft – insbesondere die des Vaters – verliert zugunsten sozialer Mutter- bzw. Vaterschaften an Bedeutung und zugleich differenziert sie sich auf der Basis neuer Reproduktionstechnologien weiter aus (vgl. Eichler 1997, Mense 2004). Margit Eichler kommt durch die Kombination genetischer, körperlicher, sozialer und rechtlicher Formen von Mutterschaft und Vaterschaft zu dem Ergebnis, dass sich 1997 insgesamt 25 Typen von Mutterschaft (wie Adoptivmutter, Leihmutter, Co-Mutter in einer lesbischen Beziehung) und neun Typen von Vaterschaft (wie Stiefvater, „samenspendender“ biologischer Vater, allein erziehender Vater) bestimmen ließen.

Zur Neudefinition von Familien tragen auch neue Beziehungsformen jenseits verwandtschaftlicher Beziehungen als „Wahlverwandtschaften“ bei. In der alltäglichen Lebensführung gewinnen Netzwerke oder Selbsthilfeprojekte – wie die Mütterzentren (vgl. Kortendiek 1999) – an Bedeutung. Ein wichtiges Ergebnis der Studien über alleinerziehende Mütter ist die Widerlegung der Randgruppenthese, nach der Alleinerziehende per se sozial isoliert seien (vgl. Niepel 1994, Schneider u.a. 2001).

Familie und Geschlecht: Resümee und Ausblick

Die Dynamik familialer Lebensformen geht aus der Dynamik der Verhältnisse der Geschlechter hervor. Aktuell werden unverheiratete heterosexuelle Paare ebenso wie Ein-Eltern-Familien oder die auf dem Standesamt eingetragenen gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaften als Ort von Familie angesehen. All diese Entwicklungen werden als Krise oder sogar als Ende von Familie diskutiert, und folgerichtig wird gefragt: „Was kommt nach der Familie?“ (Beck-Gernsheim 2000). Ambivalenzerfahrungen mit familialen Verhältnissen bzw. Arbeitsteilungen begünstigen auch neue Formen von Mutterschaft, Vaterschaft, Kindheit und somit von Familie – das Reiben an den Familienverhältnissen schafft nicht die Familie ab, sondern erschafft sie auf eine andere Weise neu. Notwendig ist eine feministische Familienforschung, die Ambivalenzen im Geschlechterverhältnis reflektiert, nicht zur Retraditionalisierung familialer Leitbilder beiträgt und sich hierdurch als Bestandteil einer kritischen Geschlechterforschung versteht.

Verweise: → Alltägliche Lebensführung → Armut → Doppelte Vergesellschaftung → Gewalt → Junge Frauen → Junge Männer → Lebens- und Wohnformen → Sekundärpatriarchalismus

Literatur

- Badinter, Elisabeth 1992: Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute. 5. Aufl., München: Piper
- Becker-Schmidt, Regina/Gudrun-Axeli Knapp/Beate Schmidt 1984: Eines ist zuwenig – beides ist zuviel. Erfahrungen von Arbeiterfrauen zwischen Familie und Fabrik. Bonn: Verlag Neue Gesellschaft
- Beck-Gernsheim, Elisabeth 1994: Auf dem Weg in die postfamiliale Familie. Von der Notgemeinschaft zur Wahlverwandtschaft. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 29-30/94, S. 3-14
- Beck-Gernsheim, Elisabeth 2000: Was kommt nach der Familie? Einblicke in neue Lebensformen. 2. Aufl., München: Beck
- Beer, Ursula 1991: Geschlecht, Struktur, Geschichte. Soziale Konstituierung des Geschlechterverhältnisses. 2. Aufl., Frankfurt/M.: Campus
- Bereswill, Mechthild/Kirsten Scheiwe/Anja Wolde 2006: Vaterschaft im Wandel. Multidisziplinäre Analysen und Perspektiven aus geschlechtertheoretischer Sicht. Juventa: Weinheim
- Bien, Walter (Hrsg.) 1996: Familie an der Schwelle zum neuen Jahrtausend. Wandel und Entwicklung familialer Lebensformen. Opladen: Leske + Budrich
- BMFSFJ (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend) (Hrsg.) 2003: Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik. Lebensformen, Familienstrukturen, wirtschaftliche Situation der Familien und familiendemographische Entwicklung in Deutschland. Erw. Neuaufl., Berlin: BMFSF
- BMFSFJ (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend)/Statistisches Bundesamt (Hrsg.) 2003: Wo bleibt die Zeit? Die Zeitverwendung der Bevölkerung in Deutschland 2001/02. Wiesbaden: Selbstverlag
- BMFSFJ 2000: Familien ausländischer Herkunft in Deutschland. Leistungen, Belastungen, Herausforderungen. Sechster Familienbericht: Berlin
- Born, Claudia 1989: Hausfrau oder Berufsfrau – eine auch für Mütter mit kleinen Kindern inadäquate Perspektive? In: Müller, Ursula/Hiltrud Schmidt-Waldherr (Hrsg.): FrauenSozialKunde. Wandel und Differenzierung von Lebensformen und Bewusstsein. Bielefeld: AJZ, S. 103-112
- Chodorow, Nancy 1985: Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter. München: Frauenoffensive
- Deutsche Shell (Hrsg.) 2002: 14. Shell Jugendstudie. Frankfurt/M.: Fischer
- Diezinger, Angelika/Maria S. Rerrich 1998: Die Modernisierung der Fürsorglichkeit in der alltäglichen Lebensführung junger Frauen: Neuerfindung des Altbekannten? In: Oechsle, Mechthild/Birgit Geissler (Hrsg.): Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis. Opladen: Leske + Budrich, S. 165-183
- Drinck, Barbara 2005: Vatertheorien: Geschichte und Perspektiven. Opladen: Barbara Budrich
- Dudek, Peter 1983: Linke Väter und vätergeschädigte Linke. In: Gerspach, Manfred/Benno Hageneger (Hrsg.): Das Väterbuch. 2. Aufl., Frankfurt/M.: Verlag Jugend & Politik, S. 148-160
- Ehlert, Nancy 2008: Dossier: Elterngeld als Teil nachhaltiger Familienpolitik. BMFSFJ: Berlin
- Eichler, Margrit 1997: Family Shifts. Families, Policies, and Gender Equality. Toronto; New York; Oxford: Oxford University Press
- Eurostat 2008: Datenbank Bevölkerung Gesamtfruchtbarkeitsrate, Auszug vom 21.05.2008
- Fthenakis, Wassilios E. u.a. 1999: Engagierte Vaterschaft. Die sanfte Revolution in der Familie. Opladen: Leske + Budrich
- Fthenakis, Wassilios E./Bernhard Kalicki/Gabriele Peitz 2002: Paare werden Eltern. Die Ergebnisse der LBS-Familien-Studie. Opladen: Leske + Budrich
- Geissler, Birgit/Mechthild Oechsle 1996: Lebensplanung junger Frauen. Zur widersprüchlichen Modernisierung weiblicher Lebensläufe. Weinheim: Deutscher Studien Verlag
- Grossmann, Karin/Klaus E. Grossmann/Elisabeth Fremmer-Bombik/Heinz Kindler/Hermann Scheuerer-Englisch/Monika Winter/Peter Zimmerman 2002: Väter und ihre Kinder – Die „andere“ Bindung und ihr längsschnittliche Bedeutung für die Bindungsentwicklung, das Selbstvertrauen und die soziale Entwicklung des Kindes. In: Steinhardt, Kornelia/Wilfried Datler/Johannes Gstach (Hrsg.) Die Bedeutung des Vaters in der frühen Kindheit. Gießen: Psychosozial-Verlag, S. 43-77
- Gysi, Jutta/Dagmar Meyer 1993: Leitbild: berufstätige Mutter – DDR-Frauen in Familie, Partnerschaft und Beruf. In: Helwig, Gisela/Hildegard Maria Nickel (Hrsg.): Frauen in Deutschland 1945-1992. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 139-165

- Härtl, Michaela 1996: Auszug aus dem Elternhaus – ‚Nesthocker‘ und ‚Nestflüchter‘. In: Bien, Walter (Hrsg.): Familie an der Schwelle zum neuen Jahrtausend. Wandel und Entwicklung familialer Lebensformen. Opladen: Leske + Budrich, S. 82-88
- Herlyn, Ingrid/Dorothea Krüger (Hrsg.) 2003: Späte Mütter. Eine empirisch-biographische Untersuchung in West- und Ostdeutschland. Opladen: Leske + Budrich
- Herwartz-Emden, Leonie 1995: Mutterschaft und weibliches Selbstkonzept. Eine interkulturell vergleichende Untersuchung. Weinheim, München: Juventa
- Hochschild, Arlie Russell 2002: Work-Life-Balance. Keine Zeit. Wenn die Firma zum Zuhause wird und zu Hause nur Arbeit wartet. Opladen: Leske + Budrich
- Holland-Cunz, Barbara 2003: Die alte neue Frauenfrage. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Huinink, Johannes 2002: Polarisierung der Familienentwicklung im europäischen Vergleich. In: Schneider, Norbert F./Heike Matthias-Bleck (Hrsg.): Elternschaft heute. Gesellschaftliche Rahmenbedingungen und individuelle Gestaltungsaufgaben. Zeitschrift f. Familienforschung (ZfF). Sonderheft 2., S. 49-73
- Institut für Demoskopie Allensbach 2004: Einflussfaktoren auf die Geburtenrate. Ergebnisse einer Repräsentativbefragung der 18- bis 44-jährigen Bevölkerung. Allensbach
- Jurczyk, Karin/Maria S. Rerrich (Hrsg.) 1993: Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie des alltäglichen Lebensführung. Freiburg/Br.: Lambertus
- Konietzka, Dirk/Michaela Kreyenfeld (Hrsg.) 2007: Ein Leben ohne Kinder. Kinderlosigkeit in Deutschland. Wiesbaden: VS Verlag
- Koppetsch, Cornelia/Günter Burkart 1999: Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechternormen im Milieuvvergleich. Konstanz: UVK
- Kortendiek, Beate 1999: Mütterzentren – Selbsthilfeprojekte und Frauenöffentlichkeit. Studie über ambivalente Mutterschaft und alltägliche Lebensführung. Bielefeld: Kleine
- Kortendiek, Beate 2003: Rezension zu: „Die Bedeutung des Vaters in der frühen Kindheit“ von Kornelia Steinhardt, Wilfried Datler, Johannes Gstach (Hrsg.) 2003, Gießen. In: Querelles-Net. Rezensionszeitschrift für Frauen- und Geschlechterforschung. Nr. 10/Juni 2003: Jugend und Kindheit, <<http://www.querelles-net.de/2003-10/text07.shtml>>
- Krüger, Helga 2006: Geschlechterrollen im Wandel – Modernisierung der Familienpolitik. In: Bertram, Hans/Helga Krüger/C. Katharina Spieß (Hrsg.): Wem gehört die Familie. Expertisen zum 7. Familienbericht der Bundesregierung. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 191-206
- Lamnek, Siegfried/Jens Luedtke/Ralf Ottermann 2006: Tatort Familie. Häusliche Gewalt im gesellschaftlichen Kontext, 2. erweiterte Aufl., Wiesbaden: VS Verlag
- LSVD – Lesben- und Schwulenverband in Deutschland (Hrsg.) 2002: Familienbuch. Berlin: Selbstverlag
- Matzner, Michael 2004: Vaterschaft aus der Sicht von Vätern. Wiesbaden: VS Verlag
- Mense, Lisa 2004: Neue Formen von Mutterschaft. Verwandtschaft im Kontext der Neuen Reproduktionstechnologien. In: Lenz, Ilse/Lisa Mense/Charlotte Ullrich (Hrsg.): Reflexive Körper. Zur Modernisierung von Sexualität und Reproduktion. Opladen: Leske + Budrich, S. 149-177
- Metz-Göckel, Sigrid 1990: Mutter sein und andere Lebensformen von Frauen. In: Metz-Göckel, Sigrid/Elke Nyssen: Frauen leben Widersprüche: Zwischenbilanz der Frauenforschung. Weinheim, Basel: Beltz, S. 153-184
- Mitscherlich, Alexander 1963: Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft. Ideen zur Sozialpsychologie. München: R. Piper & Co Verlag
- Mühling, Tanja/Harald Rost (Hrsg.) 2007: Väter im Blickpunkt der Familienforschung. Opladen: Barbara Budrich
- Müller, Ursula 1989: Warum gibt es keine emanzipatorische Utopie des Mutterseins? In: Schön, Bärbel (Hrsg.): Emanzipation und Mutterschaft. Erfahrungen und Untersuchungen über Lebensentwürfe und mütterliche Praxis. Weinheim, München: Juventa, S. 55-79
- Nave-Herz, Rosemarie 1988: Kinderlose Ehen – Eine empirische Studie über kinderlose Ehepaare und die Gründe für ihre Kinderlosigkeit. Weinheim: Juventa
- Niepel, Gabriele 1994: Soziale Netze und soziale Unterstützung alleinerziehender Frauen. Eine empirische Studie. Opladen: Leske + Budrich
- Notz, Gisela 1991: Du bist als Frau um einiges mehr gebunden als der Mann. Die Auswirkungen der Geburt des ersten Kindes auf die Lebens- und Arbeitsplanung von Müttern und Vätern. Bonn: Dietz
- Oechsle, Mechtild 1998: Ungelöste Widersprüche: Leitbilder für die Lebensführung von Frauen. In: Oechsle, Mechtild/Birgit Geissler (Hrsg.): Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis. Opladen: Leske + Budrich, S. 185-200

- Paetzold, Bettina 1996: Eines ist zuwenig, beides macht zufrieden. Die Vereinbarkeit von Mutterschaft und Berufstätigkeit. Bielefeld: Kleine
- Pohl, Rolf 2006: Vater ist der Beste. Über die Wiedergeburt eines Helden im sozialwissenschaftlichen Familiendiskurs. In: Bereswill, Mechthild/Kirsten Scheiwe/Anja Wolde 2006: Vaterschaft im Wandel. Multidisziplinäre Analysen und Perspektiven aus geschlechtertheoretischer Sicht. Juventa: Weinheim, S. 171-189
- Reichle, Barbara 1996: Der Traditionalisierungseffekt beim Übergang zur Elternschaft. In: Zeitschrift für Frauenforschung Heft 4/96, S. 70-89
- Reichert, Elisabeth 2007: Doppelte Transformation des Ernährermodells. Eine Längsschnittstudie zur Erwerbsteilung bei Ost- und Westdeutschen Paaren nach der Geburt des ersten Kindes. Würzburg: Ergon-Verlag
- Rerrich, Maria S. 1990: Balanceakt Familie. Zwischen alten Leitbildern und neuen Lebensformen. 2. Aufl., Freiburg/Br.: Lambertus
- Rosenmayr, Leopold 1996: Altern im Lebenslauf. Soziale Position, Konflikt und Liebe in den späten Jahren. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht
- Rüling, Anneli 2007: Jenseits der Traditionalisierungsfallen: Wie Eltern sich Familien- und Erwerbsarbeit teilen. Frankfurt/M.: Campus
- Schenk, Herrard 1996: Wieviel Mutter braucht der Mensch? Der Mythos der guten Mutter. Köln: Kiepenheuer & Witsch
- Schneider Norbert F./Harald Rost 1998: Vom Wandel keine Spur – warum ist Erziehungsurlaub weiblich? In: Oechsle, Mechthild/Birgit Geissler (Hrsg.): Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis. Opladen: Leske + Budrich, S. 217-236
- Schneider, Norbert F. 2002: Elternschaft heute. Gesellschaftliche Rahmenbedingungen und individuelle Gestaltungsaufgaben – Einführende Betrachtungen. In: Schneider, Norbert F./Heike Matthias-Bleck (Hrsg.): Elternschaft heute. Gesellschaftliche Rahmenbedingungen und individuelle Gestaltungsaufgaben. Zeitschrift f. Familienforschung (ZfF), Sonderheft 2, S. 9-21
- Schneider, Norbert F./Dorothea Krüger/Vera Lasch/Ruth Limmer/Heike Matthias-Bleck 2001: Alleinerziehen – Vielfalt und Dynamik einer Lebensform. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Bd. 199, Stuttgart, Berlin, Köln: Kohlhammer
- Schratzentaller, Margit 2003: Frauen und Männer im deutschen Steuersystem: In: Wrede, Birgitta (Hrsg.): Geld und Geschlecht. Tabus, Paradoxien, Ideologien. Opladen: Leske + Budrich, S. 103-120
- Schütze, Yvonne 1991: Die gute Mutter. Zur Geschichte des normativen Musters „Mutterliebe“. 2. Aufl., Bielefeld: Kleine
- Schwiter, Karin 2007: „Ich hätte gerne Kinder. Aber es muss passen.“ Wie junge Erwachsene über ihre Zukunft und übers Kinderkriegen sprechen. In: Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien, Heft 3/4, S. 85-97
- Seidenspinner, Gerlinde/Barbara Keddi/Svendy Wittmann 1996: Junge Frauen heute – wie sie leben, was sie anders machen. Opladen. Leske + Budrich
- Sommerkorn, Ingrid 1988: Die erwerbstätig Mutter in der Bundesrepublik: Einstellungs- und Problemveränderungen. In: Nave-Herz, Rosemarie (Hrsg.): Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland. Stuttgart: Enke, S. 155-144
- Sozialpolitik-aktuell.de: Allein erziehende Elternteile minderjähriger Kindern 2005 nach Geschlecht und Familienstand (zugegriffen am 17.05.2008)
- Steinhardt, Kornelia/Wilfried Datler/Johannes Gstach (Hrsg.) 2002: Der lange Weg des Vaters in die Kleinkindforschung. In: Dies.: Die Bedeutung des Vaters in der frühen Kindheit. Gießen: Psychosozial, S. 7-14
- Stiehler, Sabine 2000: Alleinerziehende Väter. Sozialisation und Lebensführung. Weinheim, München: Juventa
- Szypkowski, Beate 1997: Die Kontinuität der ‚guten Mutter‘. Zur Situation von Frauen, die ihre Kinder zur Adoption freigeben. Pfaffenweiler: Centaurus
- Vaskovics, Laszlo A. 2002: Elternschaft nach Auflösung der Zeugungsfamilie – Postfamiliale Elternschaft. In: Schneider, Norbert F./Heike Matthias-Bleck (Hrsg.) 2002: Elternschaft heute. Gesellschaftliche Rahmenbedingungen und individuelle Gestaltungsaufgaben. Zeitschrift f. Familienforschung. Sonderheft 2/2002, S. 145-162
- Vinken, Barbara 2002: Die deutsche Mutter. Der lange Schatten eines Mythos. München: Piper
- Walter, Heinz (Hrsg.) 2002: Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie. Gießen: Psychosozial

- Walter, Wolfgang/Jan Künzler 2002: Parentales Engagement. Mütter und Väter im Vergleich. In: Schneider, Norbert F./Heike Matthias-Bleck (Hrsg.): Elternschaft heute. Gesellschaftliche Rahmenbedingungen und individuelle Gestaltungsaufgaben. Zeitschrift f. Familienforschung (ZfF), Sonderheft 2, S. 95-119
- Wieck, Wilfried 1997: Söhne wollen Väter. Wider die weibliche Umklammerung. Frankfurt/M.: Fischer
- Wolde, Anja 2006: Vaterschaft im Wandel. Multidisziplinäre Analysen und Perspektiven aus gesellschaftstheoretischer Sicht. Juventa: Weinheim, S. 171-189
- Wolde, Anja 2007: Väter im Aufbruch? Deutungsmuster von Väterlichkeit und Männlichkeit im Kontext von Väterinitiativen. Wiesbaden: VS Verlag
- Ziebell, Lindy/Christiane Schmerl/Hannelore Queisser 1992: Lebensplanung ohne Kinder. Perspektiven eines bewussten Verzichts. Frankfurt/M.: Fischer